

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 19 (1941-1942)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

**Offizielles Organ der Stud.enschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule**

XIX. Jahrgang (jährlich 10 Nummern)

Heft 8. Januar 1942

Von der Eydtenoschaftt sagt einer, obgleich darinnen zweyerlei Religionen und man zuen Zeiten auch etwann streitig werd, sey sy doch gleich einer Haushaltung, darinn etwann 2 Brüederen uneins werdind und einander schlahind, doch wann dann ein Frömbder kömm und sie antasten wöll, standinds beid über ihn und zerschlagind ihn. Also obgliche Eidtgenossen zuen Zeiten mit einanderen zackind, doch wann ein frömbder Herr sich wollte drein mischen und sie überfallen, wurdend beid Religionen zuesamen stehen und den Feind nit ynen lassen, sondern usshin schlagen.

Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

HERRENMODE

ch. *Fein-Kaller*

Z Ü R I C H

Bahnhofstraße 84

Winterthur
Unfall

Schweizerische Unfallversicherungs-Gesellschaft
in Winterthur



Restaurant, Bar

TEE- und ABEND-KONZERTE
im Gartensaal

Das Haus für alle Zusammenkünfte. - Klubzimmer für kleinere Gesellschaften. - Säle bis zu tausenden von Plätzen u. Gedecken. - Bühnen - Technische Einrichtungen für Film-Vorführungen usw. - Orgel

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIX. Jahrgang, Heft 8 Januar 1942

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 4.—

REDAKTION: Arnold Künzli, stud. phil., Waffenplatzstr. 48, Zürich 2

VERLAG: Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

VOM RECHTEN STUDIUM.

Kierkegaard sagte einmal, daß es zwei Arten von Verzweiflung gebe, die Verzweiflung der Unmöglichkeit und die Verzweiflung der Möglichkeiten. Zur letzteren gehört zweifellos jene, mit der viele Kommilitonen immer wieder im Verlaufe ihres Studiums zu tun haben.

Es gibt so viele Möglichkeiten. Man kann in die Vorlesung gehen, man kann aber auch nicht gehen. Man kann so vieles tun. Man muß nicht.

Viele halten sich dann an die Promotionsordnung, wie sie jeder auf dem Sekretariat erhalten kann. Dort steht, was üblicherweise in jedem Semester zu hören ist. So hört man zuerst Römisches Recht, Einführung in die Rechtswissenschaft, Rechtsgeschichte — aber meist ohne viel Feuer und richtige Überzeugung. Das ganze Recht scheint keinen Zusammenhang, keine Form und Farbe zu haben. Diese Anfangszeit ist beim juristischen Studium besonders schwierig und besonders lang. Ich kann dies sagen, denn ich habe mich während mehr als zwei Jahren mit Medizin beschäftigt, und weiß, daß es dort leichter ist, den Faden zu finden. Das Medizinstudium nimmt bald deutliche Gestalt an. Man weiß, womit man es zu tun hat. Um die Sache beim Namen zu nennen — schon im dritten Semester beginnt man an der Leiche zu sezieren. Die Mediziner wissen, daß sie es mit dem Tode, mit dem kranken Menschen zu tun haben. Und die Veterinäre haben schon in den ersten Semestern ein wieherndes Pferd, die Primarschullehrer schon nach einem Jahr eine ganze Klasse von kleinen Kindern mit großen, gläubigen Augen vor sich. Bei uns, da sitzt man im dritten Semester, wenn alles gut geht, vor dem ZGB mit seinen 980 Artikeln und dem OR mit ungefähr ebensovielen.

Es ist oft gar nicht einfach, die Dinge von ganzem Herzen zu tun, die man tun sollte. Die Kranken sind schlecht gelaunt, das wiehernde Pferd störrisch, die Schulkinder aufgereggt. Dann fangen Arzt, Veterinär, Lehrer so leicht an, mit dem Herzen anderswo zu sein. Und doch wissen wir, daß der gute Arzt und Lehrer eben der ist, der so durch dick und dünn bei seinen Kranken oder bei seinen Schülern bleibt, als ob er alles andere vergessen hätte — eben der, welcher von

ganzem Herzen dabei ist. Genau gleich können wir nicht gute Juristen sein, wenn uns nicht unsere Rechtsordnung und alles, was damit zusammenhängt, von Herzen lieb ist.

So viele von uns sind unfruchtbar in der Arbeit, weil wir, wenn wir hinter unseren Büchern sitzen, in den blauen Himmel staunen und an Sport denken. Wenn wir Sport treiben und ein nettes Mädchen vorbeispazieren sehen, dann träumen wir ihm nach. Und wenn wir mit einem netten Mädchen spazieren, dann haben wir ein schlechtes Gewissen, weil wir nicht genug arbeiten. Das Entsprechende für die Kommilitoninnen kann man sich leicht vorstellen. Das ist dieser verdammte *circulus vitiosus*. Arbeit ist keine Arbeit und Sport keine Erholung mehr.

Das ist aber nicht nur bei uns Studenten so, sondern überall, bei allen Menschen. Wir alle kennen solche, die ihre Arbeit hassen, und darum in ihrer Freizeit am Abend gierig anderswo Befriedigung suchen; je mehr sie das tun, umso öder und fader und unlebendiger wird ihre Arbeit. Womit es angefangen hat, mit der Arbeit, die nicht mehr befriedigte oder mit dem Suchen nach einem volleren Leben, weiß man dann nicht mehr. Sicher ist nur, daß die trockene Arbeit und Pflicht und das saftige „Leben“ nicht mehr eins sind. Die einzelnen Teile der Existenz scheinen mehr und mehr auseinanderzustreben.

Da gibt es dann oft scheinbar nur noch ein Entweder-Oder: harte Arbeit oder saftiges Leben. Weil diese beiden Teile der menschlichen Natur sich gegenseitig auszuschließen scheinen, wird einer zugunsten des andern geopfert.

Und weil wir Schweizer meist den Teil der trockenen Arbeit erwählen, haben wir Heimweh, können weinen, wenn eine wehmütige Weise auf einer Handorgel gespielt wird, haben Sehnsucht nach den Bergen und nach Freiheit. Können wir uns ein anderes Land vorstellen, wo man jeden Abend am Radio die Glocken der Heimat bringen würde? Aber das ist nur der Anfang, die harmlose Seite der Krankheit. Mit einem bekannten Rechtsanwalt unserer Stadt sprach ich kürzlich über diese Dinge, und er erzählte mir dann plötzlich ganz unvermittelt, wie er im Grunde alles im Leben seiner Karriere geopfert habe, seine Familie, das Leben mit seiner Frau, mit seinen Kindern — und jetzt untergrabe ihm der Krieg auch seine Karriere. „Und jetzt bin ich allein“, sagte er dann, „wir alle sind allein.“ Diese Worte sind mir geblieben. Viele solche Menschen, Hunderte, gibt es durch unser Land hin. Geselligkeit, Freundschaft, Kunst, Zärtlichkeit, Liebe, Gefühl — all das haben sie geopfert und verloren. Und durch ihr ganzes Leben hindurch läßt sich wie ein roter Faden die Sehnsucht nach dem verlorenen, irgendwo zurückgelassenen Teil ihres Selbst verfolgen.

Aber auch jene andern Menschen kennen wir, die vor lauter Suchen nach einem vollen Leben nicht mehr zur trockenen Arbeit

kommen. Pflichten und Aufgaben gibt es für sie nicht. Das sind bloß Altweibergeschichten, erfunden für die Gefügigen und Temperamentlosen. Ihre Wünsche, Gefühle und Ideale sind die einzigen Gesetze, die sie kennen. Drum sind sie in steter offener und versteckter Opposition zur Außenwelt und scheinen nicht gemacht für den harten Existenzkampf. Gehört nicht oft der Typus des ewigen Studenten zu dieser Art von Menschen?

Die einen sagen: „Wir soliden Arbeiter, wir verachten die Romantiker, die Idealisten, die es zu nichts Rechtem im Leben bringen und die harte, nackte Wirklichkeit nicht sehen wollen. Wir haben recht, denn die heutige Zeit erfordert ganze Arbeit“. Aber irgendwo zutiefst beneiden wir, wenn wir so sprechen, die andern um ihrer Ungebundenheit und Freiheit willen. Denn mindestens so laut entgegenen die andern: „Wir Poeten, wir Künstler, wir Ungebundene, wir Revolutionäre, wir verachten jene Streber, jene Bürger im schlechten Sinne, die von den Realitäten des Lebens sprechen und damit nur die träge Materie meinen, die sie mit den Händen betasten können. Wir haben recht, denn heute braucht es Menschen voll Initiative und Inspiration, die alle verkrustete Routine durchstoßen“. Aber, wenn wir einen solchen Menschen in der Bar oder in einer politischen Versammlung sprechen hören, dann können wir ihm plötzlich sein schlechtes Gewissen anmerken wegen seines verblättern Lebens, und nicht selten eine Müdigkeit aus dieser steten Hochspannung heraus, ein Sehnen nach ruhigem, geordnetem Leben.

Paul Tournier, dessen Buch „Médecine de la Personne“ (deutsche Übersetzung: „Krankheit und Lebensprobleme“) eine Auflage erlebte, wie seit 25 Jahren kein in der Schweiz erschienenes französisches Buch, verglich einmal dieses unmäßige Überhandnehmen einer Seite des Menschen auf Kosten der andern mit der ungewöhnlichen Ausbildung der Schneidezähne der Makaerodonten. Diese guten Tiere sind ausgestorben, weil sie ihr Maul nicht mehr schließen, nicht mehr fressen konnten infolge ihrer überdimensional entwickelten Zähne. Ganz ähnlich könne sich beim Menschen eine Seite — beruflicher Ehrgeiz, Vernunft, Machttrieb auf Kosten der andern — Gefühl, Geschlecht übermäßig entwickeln und zu einer Katastrophe führen. Nicht die Möglichkeit, Schneidezähne zu bilden, ist verwerflich. Nicht die rationale, bürgerliche oder die gefühlsmäßige, revolutionäre Seite im Menschen an sich. Sie bergen aber in sich die Möglichkeit des Verderbens, sowie ein „principe régulateur“ — ein zentraler Ausgleich — fehlt, der dafür sorgt, daß beide Kräfte sich frei in richtigem Maß vereinigen zu innerlich geeinten, harmonischen Menschen.

Tournier sieht dieses „principe régulateur“ darin, daß die Menschen lernen, auf Gott zu horchen. So, wie es für einen aus vielen, komplizierten Teilen zusammengesetzten Chronometer zur Regulierung oft des Schöpfers bedürfe, sei dies auch bei der subtilen Maschine der

Fall, die der Mensch darstelle. Wenn Menschen in eine bewußte Beziehung zu Gott treten, dann fängt ihr auseinanderstrebendes Leben an, ein einheitliches Ganzes zu werden. Wie sich das auf den Menschen als Ganzes und ganz besonders auch auf seine Gesundheit auswirkt, zeigt Tournier an einer großen Zahl von mit wissenschaftlicher Genauigkeit vorgebrachten Fällen seiner langen, ärztlichen Praxis.

Für mich war es eine entscheidende Erfahrung in meinem Leben, auf Gott horchen zu lernen, und ich weiß, daß viele Kommilitonen das Gleiche sagen können. Zutiefst wissen wir eigentlich alle, daß dies eine Möglichkeit wäre, um auf manche Fragen unseres Lebens eine ganz entscheidende Antwort zu erhalten; aber wir wollen lieber schauen, wie es die andern machen, wir wollen lieber sein, wie die andern, uns nach ihnen richten und nicht aus der Reihe fallen. Wir wollen einen Teil von uns selbst nicht akzeptieren, wir wollen eigentlich gar nicht uns selbst sein.

Konrad von Orelli, iur.

ZU DER RESOLUTION DES VSS AN DER GENERALVERSAMMLUNG IN BASEL.

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften faßte an seiner 22. Generalversammlung in Basel folgende Resolution:

„Der Bund nationalistischer Schweizer Studenten maßt sich zum dritten Male an, im Namen der Schweizer Jugend und eines Großteils der Schweizer Studenten an die Öffentlichkeit zu treten, indem er sich in einem gedruckten ‚Antikommunistischen Manifest‘ an den Bundesrat und die Presse richtet. Demgegenüber stellt die Generalversammlung des VSS, die am 13./14. Dezember 1941 in Basel zusammentrat, ausdrücklich fest:

1. Der VSS als Repräsentant aller an Schweizer Universitäten Studierenden ist allein befugt, in ihrem Namen zu sprechen.

2. Wir Studenten sind in dem einzig möglichen Sinne national, als wir uns als Mitträger eines unbeugsamen Willens zur Aufrechterhaltung und Verteidigung der eidgenössischen Staatsidee wissen. Wir verwahren uns dagegen, daß eine sehr kleine Gruppe den studentischen Namen mißbraucht.

3. Das Manifest des ‚Bundes nationalistischer Schweizer Studenten‘ (BNSS) richtet sich gegen die vertraglich eingegangenen Verpflichtungen des Schweizerischen Staates. Unsere Neutralität ist kein klägliches Abseitsstehen, sondern ein in der Verfassung verankertes Grundprinzip unseres Staates, welches wir ohne Selbstaufgabe nicht preisgeben dürfen.

4. Die Haltung des Bundes führt zur Leugnung unseres staatlichen Eigenlebens und bedeutet eine höchste staatspolitische Gefahr.

5. Die Schweizer Studenten werden stets bereit sein, in einer freien Schweiz an einem europäischen Wiederaufbau mitzuwirken.“

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich
den Herren Studierenden der Zürcher Hoch-
schulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen.

Der Buchhändlerverein Zürich



14. Februar

Uhu NIBALL

Grand Hotel Dolder

Eine **Studiengeld-Versicherung**

hat manchem das Studium ermöglicht. Denken auch Sie an die Sicherung und Verankerung Ihrer Zukunft durch den rechtzeitigen Abschluß einer Lebensversicherung bei der bereits 75 Jahre bestehenden

BASLER Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

R. JUNGLING und A. KINDLER

Generalagentur | Zürich, Bahnhofstr. 72, Telephon 3.66.20

Auch Unfall-, Haftpflicht- und Renten-Versicherungen

Im **Studentenheim** **an der E. T. H.**

*finden die Studierenden beider
Hochschulen gute, reichliche und
preiswerte Verpflegung*

Clausiusstraße 21



So schreibt der echte
TINTENKULI

wie ein Bleistift, aber mit
fließender Tinte! Er ermü-
det Sie nicht und macht
gute Durchschriften!

Preis Fr. 13.50

Wir führen den echten Tintenkuli mit dem roten Ring.



Ecke Tannen-Clausiusstr. 2

Gleichzeitig veröffentlichte die Studentenschaft der Universität Freiburg folgende Erklärung:

„Die Schweizerische Studentenschaft an der Universität Freiburg sieht sich zu folgender Erklärung veranlaßt:

1. Die Schweizerische Studentenschaft an der Universität Freiburg nimmt mit Bedauern Kenntnis vom ‚Antikommunistischen Manifest‘ des ‚Bundes nationalistischer Schweizerstudenten‘ und lehnt dessen Inhalt und die anmaßende Sprache gegenüber der Landesregierung entschieden ab.

2. Die Schweizerstudenten von Freiburg bekennen sich zur historischen Sendung der Schweiz und bekunden ihr volles Vertrauen in die hohe Landesregierung, daß sie auch in Zukunft die Stellung der Schweiz unter den Völkern Europas im Sinne der überlieferten Mission unseres Landes gestalten wird.“

Diese Resolutionen haben weiterherum im Lande, besonders auch unter der nichtakademischen Bevölkerung, größten Beifall gefunden. Denn gerade die nichtakademischen Kreise hegen gegenüber der politischen Einstellung der Studenten ein meist sehr unberechtigtes Mißtrauen und solche Resolutionen sind dazu angetan, dieses Vorurteil zu korrigieren und so jene Kluft zwischen Volk und Universität überbrücken zu helfen.

Zu jenem antikommunistischen Manifest möchten wir nur noch hinzufügen, daß es eine große Unkenntnis des Schweizer Charakters braucht, zu glauben, man könne das Schweizer Volk — von den Studenten gar nicht zu sprechen — für einen europäischen Kreuzzug gegen den Bolschewismus gewinnen, wenn man dem nackten Willen zur Macht ein christliches Mäntelchen umwirft und einem absoluten Nationalismus gesamteuropäische Interessen unterschiebt. Obwohl wir den Pakt, den gewisse religiöse Kreise aus nationalem Interesse mit dem Kommunismus einzugehen bestrebt sind, verabscheuen, können wir uns anderseits ebensowenig zu jenem „Christentum“ bekennen, das uns Filme wie „Ich klage an“ ins Land schickt. Die Predigten des tapferen Bischofs zu Münster und die bisherigen Kriegsgeschehnisse reden da eine andere Sprache, eine Sprache, die auch der simpelste Schweizer Bürger so gut versteht, daß er die allzu-plumpen Propagandalügen jener nationalistischen „Schweizer“ Studenten auf den ersten Blick durchschaut.

Wir sehen Europa über kurz oder lang einem ungeheuren Chaos entgegengehen, und da ist es des Schweizlers erste, letzte und alleinige Aufgabe, sich nicht in diesen Strudel der Geschehnisse mitreißen zu lassen, sondern fest und stark und rein zu bleiben und Freiheit und Christentum ebenso zu wahren wie unsere Berge die Pässe behüten. Ein Kreuzzug ist noch nie christlich gewesen, erst gar nicht, wenn er

seinen Namen hergeben mußte, um rein imperialistischen Bestrebungen zu dienen. Es gibt ebensowenig ein Christentum der Panzerwagen wie es ein solches der „humanen Tötung“ gibt. Das Christentum, wie wir es verstehen, beruht auf der Ehrfurcht vor dem Menschen und auf dem Willen des Ich, eine Brücke zum Du zu schlagen. Wenn wir zu den Waffen greifen und töten müssen, um dieses Christentum zu wahren, dann werden wir dies mit letzter Entschlossenheit tun und eher uns selbst als den Kampf aufgeben. Aber wir werden diesen Kampf nicht „christlich“ nennen, denn nicht einmal der Kampf für das Christentum ist christlich. Das sei einmal in aller Deutlichkeit gewissen Kanzel- und Festrednern gesagt. Daß man zu unchristlichen Mitteln greifen muß, um das Christentum zu bewahren, ist eines jener nie lösbaren Lebensrätsel, die den Menschen nie aus seiner Schuldverstrickung sich lösen lassen. Aber eines ist gewiß: im Bewußtsein und im Eingeständnis seiner Schuldhaftigkeit aus ehrlichster Überzeugung für die Bewahrung des Christentums kämpfen, läßt sich rein gesinnungsmäßig mit jenem brutalen Kampfe um die Verwirklichung eigenster Herrschaftsansprüche, der sich nicht scheut, sogar mit dem Christentum Propaganda für seine Sache zu machen, überhaupt nicht vergleichen.

Der „Zürcher Student“ enthält sich sonst solcher aktuell politischer Auseinandersetzungen, die er gerne den Tageszeitungen überläßt. Aber wir sind hier als Studenten persönlich gefordert worden und haben es für richtig erachtet, uns zu stellen und ein für allemal „unseren Schweizer Standpunkt“ in aller Schärfe klarzulegen. Dem VSS und den Freiburger Studenten, die das zweifelhafte Vergnügen haben, die Führer jener manifestierenden Propagandastudenten unter sich zu beherbergen, gebührt unser Dank für ihre echt schweizerische Haltung. ak.

Der erste Tag des neuen Jahres hat die Klinikerschaft eines ihrer besten Kameraden beraubt. Nach langer schwerer Krankheit ist Kommilitone **Werner Rathgeb** einer jähen Verschlimmerung seines Leidens erlegen.

An dem lebensfrohen Kommilitonen, dem tüchtigen Pfadfinderführer und eifrigen Sportsmann hat sich ein hartes Geschick erfüllt. Vor Jahresfrist war er im Dienste der Heimat schwer erkrankt. Als Soldat und ganzer Mann hat er durch viele Monate sein Schicksal getragen und es gefaßt, in eines werdenden Arztes würdiger Weise ohne Klage erfüllt.

Wir werden ihn, dessen Haltung uns Vorbild war, nicht vergessen. Walter Heß.

ZUR FRAGE DER REFORM DES STUDIUMS IN DEN RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFTEN.

I.

Im Zusammenhang mit der Diskussion, die die von Dr. Jöhr angeregte Neuorientierung des Studiums der Rechts- und Staatswissenschaften zum Gegenstand hat, möchte ich darauf hinweisen, daß wir uns vor allem über das Ziel des Studiengangs klar sein müssen. Wollen wir praktisch eingestellte Routiniers ausbilden, die es verstehen, geschickt mit Begriffen herumzujonglieren oder wollen wir wissenschaftlich gebildete Menschen formen, die vom Streben be-seelt sind, Problemen auf den Grund zu gehen? Soll ein gutes Durchschnittsniveau der Studierenden erreicht oder eine Elite ausgeschieden werden? Man hat dagegen eingewendet, dies hänge nicht von der Organisation des Studiengangs ab. Das Chemiestudium liefert uns jedoch den Beweis, daß trotz Gleichheit des Gegenstandes infolge des verschieden ausgerichteten Studienplans wesentlich verschiedene Typen der menschlichen Haltung und des Charakters entstehen. Wilhelm von Humboldt hat mit Recht darauf hingewiesen, daß sich bei allzu starker Leitung das Verhältnis zwischen Verdienst und Schuld leicht verschiebt. Man meint, man habe sich selbst die Begriffe erarbeitet, in Wahrheit wurden nur die rhetorischen Fragen des Professors beantwortet. Und wenn die ersten Semester oftmals bei dem herrschenden System verbummelt werden, so ist dies vielleicht nur halb so schlimm, wenn wir die Schuld hierfür nicht der falschen Lehrmethode zuschieben, sondern sie bei uns selbst suchen. Wer zuerst alles, was der Professor vordoziert, brav angehört hat, wen dann der Zweifel erfaßt und wer sich im Widerstreit mit dem bestehenden System seine eigene Welt aufbauen muß, der weiß, was er sich erkämpft hat. Gut Ding will Weile haben! Und gerade beim Hochschulstudium erscheint mir eine gewisse Incubationsfrist für die geistige Vertiefung unumgänglich. Wer im Leben nicht mehr Zeit vergeudet hat, kann gewiß immer noch etwas Rechtes werden, wenn er mit sich ins Gericht geht. Die Um- und Irrwege können sich in späterer Zeit als die wert- und sinnvollsten herausstellen. Dennoch glaube ich, daß der traditionelle Studiengang aus zwei Gründen nicht mehr wie in vergangenen Jahrzehnten seine Aufgabe im Hinblick auf die Ausbildung qualifizierter Geistesarbeiter in befriedigender Weise erfüllen kann: Einmal fehlt es am gegenseitigen Sich-in-Frage stellen der Studierenden, was vor allem zur Selbstüberbietung anspornt. So dann bringt jenes Arbeiten auf lange Sicht heute bei dem raschen Wechsel der Lebensbedingungen für den Studierenden die Gefahr mit sich, daß er den Kontakt mit der Umwelt verliert und zum Sonderling wird. Wir können uns der Tatsache nicht verschließen, daß zurzeit zumeist die Arbeit die wertvollste ist, die im Augenblick das Richtige trifft. Eine Zweiteilung der Promotion in ein kürzeres, auf

praktische Ausbildung eingestelltes Studium, das mit einem auf Grund von Klausuren und einer mündlichen Prüfung erteilten Lizentiat seinen Abschluß findet, und einem längern, in dem nur nach Anfertigung einer Dissertation der Dokortitel erteilt werden kann. Im erstgenannten Ausbildungsgang müßte das moderne Privatrecht die Ausgangsbasis bilden, während bei dem andern, mehr wissenschaftlichen Studienweg, das römische Recht in der Weise wie bis anhin als Grundlage zu dienen hätte. Für die Umstellung mag das bestehende Ausnahmesystem den Anknüpfungspunkt liefern. Sollte es noch lange aufrecht erhalten bleiben, so wird es ohnedies nicht gut möglich sein, alle diejenigen, die durch die Verhältnisse an der Anfertigung einer Dissertation ohne ihre Schuld verhindert werden, ohne jegliches Abschlußzertifikat von der Alma Mater wegzuschicken. Vielleicht bewahrheitet sich auch in diesem Fall wieder einmal der Satz: *Ce n'est que le provisoire qui dure!* Warum scheut man sich vor diesem Schritt, der gewiß auch eine befriedigende Lösung des Rechtsagentenproblems mit sich brächte? Hat man etwa Angst, von der Berner Universität der Nachäfferei bezichtigt zu werden?

Heinz Appenzeller, iur.

II.

In der Diskussion um eine Reform des juristischen Studiums sind die Feststellungen von Dr. Jöhr in der Schweiz. Hochschulzeitung (Juni 1941) bisher von keiner Seite ernstlich bestritten worden. Sie werden auch nicht mit dem Hinweis darauf widerlegt, daß immer wieder gute Wissenschaftler und Praktiker mit sehr guten Dissertationen aus unserer Hochschule hervorgehen. Das spricht zunächst nur für die Qualität der Studierenden, aber noch nicht für die Richtigkeit der Arbeitsmethoden. Wollte man sich auf den Standpunkt der natürlichen Auswahl der Besten im freien Kampf ums Dasein stellen, in welchem alles Schwache rücksichtslos ausgeschieden wird, auf den Standpunkt unseres Erziehungsdirektors: wer nicht schwimmen kann, soll untergehen, je schneller, desto besser, so erübrigte sich freilich jede weitere Diskussion.

Doch kann die Universität nicht an der Tatsache vorübergehen, daß das heutige Studium vielen, vielleicht auch den Besten, nicht die Förderung vermittelt, die an sich möglich wäre; daß viele, denen schließlich auf Kosten des Volkes, das die Universität unterhält, zu studieren verstattet ist, nur mit Mühe, Zeitverlust, unrationell ihre Studien absolvieren. Trotz aller Distanzierung von der Mittelschule ist die Aufgabe der Universität eine erzieherische und nicht nur die der technischen Vermittlung des Wissens, namentlich im Übergang von der Mittel- zur Hochschule, von der geführten zur frei bestimmten Arbeit; denn die Maturität stellt ja erst die Befähigung zum wissenschaftlichen Studium an sich fest, soweit dies ohne die Arbeit am Stoff überhaupt möglich ist, sie vermittelt aber nicht die technische

Ausbildung. Daraus ergibt sich, daß auch die Universität ihren Unterricht nach pädagogischen Prinzipien gestalten muß. Dazu kommt, daß, wie Dr. Fueter feststellte, die Ursachen unzweckmäßigen Studiums zu einem guten Teil außerhalb der Hochschule zu suchen sind, in Zeiterscheinungen, die die Bedingungen des Studierens, der geistigen Arbeit überhaupt, grundlegend verändert und erschwert haben. Um nur wenig zu nennen:

1. drängt die moderne staatliche und gesetzgeberische Entwicklung zu einer immer noch wachsenden Stofffülle, die im Unterricht und vom Studierenden in einer wachsenden Zahl von Vorlesungen bewältigt werden muß.

2. kürzt der Militärdienst gerade die Zeiten stiller, selbständiger Arbeit und der Stoffverarbeitung nach den Vorlesungen in den Semesterferien, ganz abgesehen von der Beanspruchung durch den heutigen Aktivdienst.

3. sind für die Mehrzahl der Studierenden die Zeiten sorgenfreien Studententums endgültig vorbei. Für die meisten kommen früher oder später materielle Sorgen, sei es, daß sie sich ihr Studium ganz oder teilweise selbst verdienen müssen, oder doch es rasch zu vollenden trachten und sich sonst mancherlei Beschränkungen auferlegen müssen.

4. fehlt unserer Zeit ein bestimmtes Lebensziel, eine Lebens- und Weltanschauung, aus welcher Sicherheit und Begeisterung fließen würden. Es fehlt uns Studierenden ein verbindendes, verpflichtendes Erlebnis, das zu lebendiger Gemeinschaft und Auseinandersetzung drängen würde. Der Krieg hat hierin nichts geändert, höchstens zu einer ernsteren Haltung veranlaßt und zunächst einmal als erstes Ziel die Erhaltung der äußeren und inneren Freiheit unseres Landes aufgestellt, die andern Probleme dadurch aber nur in den Hintergrund gedrängt, vertagt, aber nicht gelöst. Das äußert sich in einer inneren Unruhe und Unrast und äußerlichen Betriebsamkeit. Den zahlreichen Zerstreuungsmöglichkeiten des gesellschaftlichen Lebens entspricht eine ebenso große Bereitschaft zur Ablenkung, ein Bedürfnis der Zerstreuung. Diese innere Unruhe und Not beeinträchtigt ganz allgemein eine ruhige, konstante geistige Arbeit, ohne daß sie befruchtend wirken würde.

So wenig wie die Universität kann der einzelne Student dafür verantwortlich gemacht werden, wenn er diesen Einflüssen unterliegt. Ein Kriterium für die Befähigung zum Hochschulstudium läßt sich daraus nicht ableiten, es ist nicht von vornherein Schwäche und Unbegabtheit. Die Universität muß diese sozialen Erscheinungen berücksichtigen und ihre Lehr- und Arbeitsmethoden diesen Gegebenheiten anpassen. Eine Behebung der eigentlichen Ursachen kommt für sie ja nicht in Frage. Sie kann sich nicht in klösterlicher Abschließung außerhalb die Zeit stellen, noch die Entwicklung rückgängig zu machen

suchen. Und ein umfassendes Lebensziel, eine Lebens- und Weltanschauung zu setzen, aus der inneres Feuer und echte Begeisterung für Studium und Wissenschaft fließen würde, dazu ist sie heute weder in der Lage noch berufen, es sei denn, es fließe diese Begeisterung aus dem lebendigen Unterricht großer Lehrer.

So unzulänglich es sein mag, die Universität muß sich auf äußerliche Reformen beschränken, die diesen Erscheinungen Rechnung tragen, statt die Studenten einfach sich selbst zu überlassen; Reformen, die von außen einen Anstoß zu lebendigem Studium zu setzen versuchen, wo der Einzelne den Weg nicht findet und versagt. Ohne eine Beschränkung der individuellen Freiheit wird dabei nicht auszukommen sein. Das Maß dieser Freiheitsbeschränkung bildet das absolute Gebot, daß die selbstbestimmte Arbeit des Tüchtigen, der Besten nicht in unzulässiger Weise behindert werden darf, daß die Möglichkeiten einer freien Bestimmung des Studienganges doch gewahrt werden müssen, und daß die Zeiten der Vertiefung und der stillen privaten Arbeit nicht durch eine ständige Inanspruchnahme völlig verdrängt werden dürfen. Aber es darf nicht einfach Halt gemacht werden vor dem sehr ausgeprägten Individualismus des Zürcher Studenten, dort, wo er zur Isolierung des Einzelnen führt. Geistiges Leben bedarf der Gemeinschaft, des Austausches, der Äußerung, der Kontrolle in der Auseinandersetzung mit andern. Wo es nicht von sich aus geschieht, ist mit einem gewissen, für viele sicher heilsamen Zwang, gegen ihre innern und äußern Hemmungen, dazu zu veranlassen. Von Anfang an ist der Studierende zu einem aktiven Studium zu verpflichten, indem die Vorlesungen die Kenntnis einführender und darstellender Werke einfach voraussetzen und eine Zwischenprüfung zur Aneignung und Auseinandersetzung mit dem Stoff zwingt. Wenn sich die Empfehlung der Studienordnung, nicht mehr als 20 Stunden zu belegen, als unwirksam erweist und in den ersten Semestern ein Durchschnitt von 30 und mehr Stunden erreicht wird, so ist die Wochenstundenzahl verbindlich zu beschränken. Durch kleinere Übungsauditorien — durch Vermehrung, eventuell Parallelführung der Übungen — muß verhindert werden, daß der Einzelne einfach in der Masse verschwinden und sich jeder aktiven Teilnahme entziehen kann. Dadurch wird gleichzeitig nicht nur die Gemeinschaft unter den Studenten gefördert, sondern auch der persönliche Kontakt zwischen Dozenten und Studenten, der durch die Einführung des Privatissimums und der Bildung von Arbeitsgruppen unter Leitung der Dozenten erweitert werden könnte. Dann bietet sich endlich für die Dozenten die Möglichkeit einer persönlichen Kenntnis der Studierenden und einer umfassenderen Beurteilung und strengeren Auswahl, so daß im Ergebnis der Reform sicher keine Förderung des Mittelmaßes gesehen werden darf.

Eine verbindliche Beschränkung der Wochenstundenzahl bei

gleichzeitiger Vermehrung der Übungen und vermehrter Lektüre ist jedoch ohne Verlängerung des Studiums nur möglich durch eine Beschränkung der Vorlesungen. Sie nehmen zweifellos einen zu großen Raum ein. Doch kommt ein Fallenlassen von Vorlesungen bei der heutigen Ausweitung des Stoffes kaum in Frage. Deshalb ist auch eine Verminderung der für die Zulassung zu den Prüfungen maßgeblichen Vorlesungen ungenügend; einer Überlastung mit Vorlesungen wird dadurch nicht gewehrt, weil gerade der gewissenhafte Student immer nach einer umfassenden Ausbildung auch auf Spezialgebieten trachten wird; empfiehlt doch auch die Studienordnung neben den sozialökonomischen noch den Einbezug verwandter geisteswissenschaftlicher Fächer und Sprachen. Die Vorlesungen sind zeitlich zu beschränken, wobei schon eine Kürzung der Hauptvorlesungen auf drei bis vier und der Spezialvorlesungen auf zwei Wochenstunden 15—20 Stunden zu Gunsten der Übungen und der freien Arbeit erübrigen würden. Dieser Weg ist gangbar, wenn durch ein einsemestriges Propädeutikum allgemein verbesserte Voraussetzungen für ein erfolgreiches Hören der Vorlesungen geschaffen werden, und wenn der eigentliche Stoff weitgehend vorausgesetzt wird und durch vorausgehende Lektüre zu erarbeiten ist, so daß sich die Vorlesung auf eine dogmatisch kritische Darstellung konzentrieren kann. Wer nicht aus einer Juristenfamilie stammt oder sich anderweitig einige Vorkenntnisse erworben hat, steht, durch die Mittelschule nicht vorbereitet, einem gewaltigen, neuen Stoff gegenüber, zu dessen Erschließung die nötigen Grundbegriffe fehlen. Erst nach und nach, oft erst nach Semestern, wird ein Überblick, werden Vergleichsmöglichkeiten und damit ein kritisches Verständnis des Gebotenen gewonnen. Erfolgt die Einführung anhand historischen Rechts, so kommen dazu noch alle Schwierigkeiten einer historischen Betrachtung ohne Kenntnis der rechtlichen Verhältnisse der Gegenwart, der Kenntnis und dem Sinn der rechtlichen Probleme und ihrer Lösung. Ob den Schwierigkeiten des Erfassens des Stoffes an sich gehen die ersten Vorlesungen zu einem guten Teil verloren, namentlich aber — und das gilt auch noch für die späteren Vorlesungen — gerade die wertvollen kritischen Betrachtungen. Durch einen Ausbau der Einführung und durch vorbereitende Lektüre und Stoffaneignung würden die Vorlesungen unzweifelhaft gewinnen und als kritische Darstellungen nicht nur für den Dozenten interessanter werden, sondern auch dem Studenten, der sich nun nicht mehr primär um die Aufnahme des Stoffes bemühen muß, eine wirkliche Vertiefung gestatten. So nur lassen sich auch die Übungen mit den Vorlesungen verbinden und im Anschluß an dieselben durchführen. Zugleich würde in dieser Gestaltung des Unterrichts vermehrt den „Grundgesetzen des geistigen Werdens“ nachgelebt, indem in der Lektüre eine erste Stufe der Erfassung des Stoffes liegt, der in der Vorlesung eine Vertiefung und Kontrolle des Erarbeiteten folgt, während die Vorbereitung auf

die Übungen und die schriftliche und mündliche Äußerung eine dritte Stufe der Verarbeitung darstellen.

Was sehr viele Studierende zu einer Überlastung mit Vorlesungen in den ersten Semestern veranlaßt, ist der Gedanke, dadurch in den spätern Semestern Zeit für die Arbeit an der Dissertation zu gewinnen. Eine Neuordnung des Abschlusses mit Lizenziat ohne Dissertation brächte nicht nur die fühlbarste Entlastung, sondern auch eine dringende Bereinigung, indem das Doktorat wieder seinem ursprünglichen Sinn nach streng den Wissenschaftlern, die nach dem Lizenzia weiterarbeiten, vorbehalten bliebe. Darin darf und soll keine Zurücksetzung der Praktiker liegen. Es ist dann einmal nur Sache der Juristen selbst, dem Lizenziat (oder welchem neuen Titel immer) mit allem Nachdruck zu seiner gesellschaftlichen Anerkennung und Geltung zu verhelfen. Noch weniger darf darin eine Benachteiligung der Praktiker in der Ausbildung liegen. Das können wir uns angesichts ihrer Aufgabe in der Rechtspflege und in der Fortbildung des Rechts schlechthin nicht gestatten. Ein Bildungsmaterialismus in rein technisch orientierter Vermittlung des geltenden Rechts ist mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen. Denn das Ziel der Hochschulbildung, auch für den Praktiker, kann niemals in technischem Spezialistentum liegen, sondern bleibt notwendiger denn je die umfassend gebildete Persönlichkeit. Deshalb verbietet sich auch eine frühzeitige Aufspaltung der Studienrichtungen, es geht der gemeinsame Studiengang bis zum Lizenziat, wobei durch den Wegfall der Dissertation vielleicht ein Semester eingespart werden kann, mit erst nachfolgender Weiterarbeit für das Doktorat mit Dissertation. (Aus dem gleichen Grunde der Bekämpfung jedes Bildungsmaterialismus darf auch eine Zwischenprüfung nicht das Ziel verfolgen, daß gewisse Gebiete endgültig abgeschrieben werden können. Nur eine Gesamtschau des Rechts, wie sie im Laufe des ganzen Studiums erarbeitet wird, eröffnet erst ein richtiges Erfassen der einzelnen Institution. Die Zwischenprüfung soll nur von Anfang an zu einem intensiven Studium anhalten und über die Befähigung zum Weiterstudium ausweisen.)

Die Möglichkeit einer Reform des Abschlusses ohne Bildungseinbuße und ihre Rechtfertigung liegt in einer Reform des Gesamtstudiums, die von Anfang an eine aktive, intensive Teilnahme verlangt, eine wesentlich vertiefte Durcharbeitung des Stoffes in den Vorlesungen und den vermehrten Übungen verfolgt und den Dozenten eine erweiterte persönliche Kenntnis der Studierenden vermittelt, die es gestatten sollte, über ihren Charakter und ihre wissenschaftliche Qualität ein Urteil zu gewinnen auch ohne, in ihrem Werte problematische, Dissertation. An ihre Stelle könnte eine wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit treten, indem Arbeitsgruppen unter Leitung von Dozenten sich die Untersuchung von Problemen zum Ziele setzen, wobei jedem Teilnehmer ein spezieller Ausschnitt zur Bearbeitung über-

wiesen werden kann. Dadurch, daß dabei Fragen der engern Wissenschaft wie der Gegenwart in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt würden, um auf wissenschaftlicher Grundlage, wenn nicht an ihrer Lösung, so doch an ihrer Klärung zu arbeiten, könnte die Fakultät statt einer Stätte isolierter Einzelforschung von etwelcher Bedeutung für das spezielle Fachgebiet, aber ohne weitem Impuls, wie heute, ein lebendiges Zentrum der Forschung und der Anteilnahme am rechtlichen Geschehen unserer Zeit, im Dienste des Volkes, werden. In einer solchen Reform gehen ihr keine wesentlichen Werte verloren. Wohl aber gestattet sie eine intensivere Schulung sowohl derjenigen, die sich der Praxis zuwenden, als auch derjenigen, die sich nach dem Lizenziat weiterhin der Wissenschaft widmen wollen, wodurch vielleicht auch ein Weg gewiesen ist zur Förderung des akademischen Nachwuchses.

E. Schlatter, iur.

BÜCHERSCHAU

Rainer Maria Rilke, der Weg eines Dichters, von Christiane Osann, Orell Füßli Verlag, Zürich, 1941.

Er kam in einem kalten Dezember um Mitternacht auf die Welt, kein Stern leuchtete, vielleicht: „daß sein Fremdsein in der Welt mit seiner Geburt zusammenhing“. Gern dachte er über Engel und Heilige nach; wenn er fieberte, trat das Eigentliche, das Große an sein Bett, und er schrie, „das Große möge weggehen“. In der Schule versagte er; „sein letzter Zufluchtsort war immer der Anstaltskirchhof. Dort konnte er in einem Winkel kauern und sich gestorben vorkommen.“ Als ein böser Kamerad ihn an einem letzten Schultag quälte, sagte er diesem, er werde nicht in die Ferien reisen, worauf er stürzte, sich ein Bein brach und tatsächlich nicht reisen konnte. „Hatte man solche Kräfte? Oder war Gott vielleicht in ihm und vollbrachte es? Oder Christus?“ Er heilte Kranke; an einem Morgen „bemerkte er an seinen Füßen zart angedeutete Stigmata“. Später besucht er eine „Hochzeit zu Kana“, bei welcher Gelegenheit er acht Krapfen aß, was ihn aber nur vorübergehend gefesselt haben kann. Er lernte ein Mädchen kennen, in dessen Gegenwart er kaum sprechen konnte, sondern schlucken mußte, worauf er zu dem Schluß kam, „daß es ein verderblich Feuer war, das in ihm brannte und er reiste ab“. Auf der Universität kamen ihm alle andern ehrfurchtslos vor; seine Mitstudenten kannten natürlich nichts anderes als „Saufabende und eine Liebschaft“. Und so weiter! Später wird es besser mit den Wundern; sie beschränken sich nur noch darauf, daß man ihm für den Winter ein Schloß zur Verfügung stellt, worüber er schreibt, dies sei „das Wunder — auf das ich seit Jahren (mit jener längsten Geduld, die doch recht behält) gewartet habe. Ohne daß ich das Mindeste dafür tat (und was könnte man auch für die Souveränität des Wunders tun!)...“

Warum wird uns das erzählt? Da ist ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch versagt, aber in wundervollen Gedichten dieses nicht bestandene Leben wenigstens in Worten zu leisten sucht. Gut, aber warum werden uns dann nicht nur seine Worte, sondern auch das Leben vorge-setzt? Will man uns bestechen, günstig stimmen, rühren? Traut man den „geleisteten“ Gedichten doch nicht genügend Lebendigkeit zu? Aber wenn nicht sie lebendig sind, dann ist nichts an diesem Leben zu retten, in welchem er nur „ein schlechter Ehemann, ein schlechter Vater, ein schlechter Geldverdiener, ein heimatloser, kränklicher, allen Schwankungen unter-

Rassige Ski

in prächtiger Auswahl,
Bindungen, Stöcke, See-
hundselle zu vorteilhaften
Preisen.

Spezialitäten in:
Skischuhen, Skihosen und
Windblusen.

Verlangen Sie unseren Gratis-Katalog

Sporthaus

Fritsch
ZÜRICH • BAHNHOFSTRASSE 63



Abteilungen:

1. Für Stenotypisten, Sekretäre, Korrespondenten (-innen) mit Diplomabschluß
2. Vollausgebaute Handelsschule mit Diplomabschluß
3. Handels-Akademie mit Diplomabschluß
4. Sonderklasse: Deutsch f. Fremdsprachige
5. Abend-Handelsschule mit Diplom

Tages- und Abendkurse

Stellenvermittlung

Einzelunterricht

Prospekte durch das Sekretariat. Tel. 3.33.25

J. J. Kindt-Kiefer

Dr. phil. et jur.

Otelfingen-Zürich

Ueber die Fundamentalstruktur des Staates

Theorie der sozialen Ganzheit

XXVII + 534 S. Geb. Fr. 24.—

Paul Haupt, Verlag, Bern

Die vielbeachtete **ganzheitliche Staatsphilosophie** unseres Komilitonen **klärt** den Blick jedes Studierenden für die Zusammenhänge von Macht, Recht, Geist und Wirtschaft



TEA-ROOM

JAVA

OETENBACH 24 b/RENNWEG

*Die Atmosphäre
für den
Studenten*

worfener Mensch gewesen ist". Zwei Beispiele mögen noch für viele stehen: Rilke reist mit riesigem Genuß nach Aegypten — im Atlas, während ihm seine Frau, die wirklich durch Aegypten reist, Ansichtskarten schickt. Dann fährt er selbst, und die Reise „wurde ein entsetzliches Fiasko". Er wird sogar in Kairouan von einem gelben, kabyllischen Hunde gebissen, der zwar spät in der Nacht mit vier Kollegen vor sein Fenster kommt und mit gesenktem Schweif um Vergebung bellt, „aber so schnell wurde nicht alles wieder gut". Oder: er reist mit Lou nach Rußland, wo er sich wie zu Hause fühlt (nur in Kiew nicht; denn dort gab es schändlicher Weise schon Straßenbahnen und breite Straßen), die Bauern sind ihm wie Brüder. Aber ein halbes Jahr später, in Worpsswede, stehen ihm die Bauern „mißtrauisch und scheu gegenüber" — unbegreiflich, oder lag es einfach daran, daß es jetzt nicht an ihnen vorbeizureisen, sondern mit ihnen zu leben galt?

Rilkeverehrer und Anbeter pflegen ihn manchmal erklärend mit dem heiligen Franz von Assisi zu vergleichen, der auch arm gewesen sei, aber erst war dieser ein reicher Jüngling gewesen und hatte wirklich gelebt, während Rilke arm war und blieb, weil er dem Reichtum nicht gewachsen war. Er konnte sich nicht einmal einen Hund halten, weil ihm dieses eine zu „verantwortungsvolle Aufgabe" gewesen wäre. Bewährte er sich dafür angesichts des Todes als „Heiliger", da er doch sein Leben lang vom Tode geredet hatte — indem er ihn, den er nicht nachträglich im Gedichte würde leisten können, gleichsam schon vorher zu leisten suchte? — er versagte auch hier: flüchtete. „Wie sehr mußte er sich aufgegeben haben, wenn er, der so viel wußte von Geduld, der wußte, daß sich das Wunder nicht herbeizwingen läßt, zu solch eigensinnigen Entschlüssen kam! Haltlos, hilflos, sinnlos suchte er nun bei Menschen Zuflucht, da sein eigener Körper ihn im Stich ließ" — bei den Menschen, deren Nähe ihm immer weniger bedeuten konnte, da er, wie Christiane Osann versichert, „mit Engeln verkehrt hatte". Natürlich besucht seine Biographin auch sein Grab, wo er einsam liegt (wie es sich für ihn gehört: „um die Ecke, gedrängt, liegen die andern Gräber" — aber diese „klagende Frau" findet das Grab nicht leer und die Verheißung eines Auferstandenen, obgleich ihr einen Augenblick lang so ist, „als müßte ich ihn erwarten... Kindische Träumereien!"

Noch eine letzte Bemerkung sei gestattet: Rilke soll zu Katharina Kippenberg gesagt haben, sein Schicksal sei es, kein Schicksal zu haben, womit er das Gleiche meinte, das Christiane Osann mit den Worten feststellt, daß „wirkliche Größe nur um den Preis der Menschlichkeit möglich war". Das bestreiten wir! Nichts sei gegen dieses einmalige Künstlerleben gesagt, das sich auf seine Weise vollenden mußte und in seinem dichterischen Werk uns so viel Schönes geschenkt hat, aber gegen seine Anmaßung, nun doch wieder auch als Leben schön, ehrwürdig und vorbildlich gewesen zu sein, sei protestiert. „Leben oder Kunst", dieses Entweder-Oder, mit dem Rilke und seine Biographin uns das Versagen dieses Lebens rechtfertigen wollen, ist kein echtes Dilemma und ewiges Problem, sondern die Problematik eines *décadent* am fin de siècle, die höchstens traurig, aber niemals ehrwürdig ist. Wirkliche Größe ist nicht nur um den Preis der Menschlichkeit möglich; diesen Preis erlegt bloß eine forcierte Größe, die mehr darstellen will, als sie ist. Wirkliche Größe blüht und dauert allein dort, wo sie aus der Wurzel der Menschlichkeit steigt. H. L. G.

Valentin Gitermann: „Geschichte der Schweiz". Augustin-Verlag, Thayngen.

Das nun in einer zweiten Auflage erschienene Buch ist eine denkbar glückliche Zusammenfassung unserer Heimatgeschichte.

Ziel des Verfassers ist, aus der Fülle des Stoffes eine Auswahl zu treffen, ohne das Gewebe jener organischen Zusammenhänge zu zerreißen,

welche das Wesen und den Reiz des historischen Lebens ausmachen. Epochen, in denen die Schweiz gezwungen war, sich geistig, politisch und wirtschaftlich mit den Erschütterungen der Umwelt, mit europäischen Krisen auseinanderzusetzen, sind dabei naturgemäß ausführlicher dargestellt als andere Zeiten.

In schöner, ruhiger Sprache führt uns der Verfasser von der Urzeit, nur das wirklich allernotwendigste erwähnend, auf zwanzig Seiten bis zum ersten Bunde der drei Waldstätte. Von da geht es, die Geschichte jedes Ortes mit knappen Worten skizzierend, schrittweise von Bündnis zu Bündnis.

Beim Lesen sehen wir, daß der Verfasser nicht lange am Alten hängen bleibt, sondern „sine ira et studio“, wie er es beabsichtigte, ein Bild jeder Zeit entwirft. Trotz der Kürze vermissen wir hier nichts Wesentliches. Gitermann findet sogar Zeit, hie und da einen eigenen Gedanken schnell einzuflechten. So weist er in einem Satze darauf hin, daß die politischen Strömungen innerhalb des Bundes schon Mitte 13. Jahrhundert alles andere als einheitlich waren. Einen besondern Genuß bereitet es uns, über die kritischen Perioden unserer Geschichte nachzulesen. Mit meisterlicher Hand legt uns hier der Verfasser die Mängel mit ihren Hintergründen dar, damit wir an ihnen für die Zukunft lernen sollen. So wird auch der staatsbürgerliche erzieherische Zweck der Geschichte erreicht. Der Verfasser läßt es sich auch nicht nehmen, seinem Buch noch einen „Ausblick in schwerer Zeit“ beizufügen, worin er nicht die Zukunft voraussagen will, sondern uns zeigen, daß wir gelernt haben aus der Geschichte.

Der mit zahlreichen Plänen, Karten und Illustrationen ausgestattete Band, der leicht von außen als zu umfangreich bewertet werden könnte, wird jeden von uns begeistern; auch diejenigen, die sich vor Geschichtsbüchern zu fürchten pflegen.

Ich möchte damit das wertvolle und sehr preiswerte Buch allen meinen Kommilitonen aufs Wärmste empfehlen.

H. Lü.

„Blauer Himmel — grüne Erde“, von Ruth Blum, Verlag Huber & Co.

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir diesen frühvollendeten Erstling der jungen Schweizer Dichterin nicht nur als Dichtung, sondern auch als ein gutes Stück Wahrheit nehmen. Wo Tod und Leid schon allzufrüh in die Saiten zarter Kindheit griffen, da ertönt in reiferen Jahren gar oft die Weise reinen Dichtertums. Und doch stehen wir erstaunt vor dieser neuen Blume, die uns über Nacht erblühte und nun in ihrer bunten Farbenpracht die sonst gar herbe Flora unseres Schrifttums ziert.

Blauen Himmel und grüne Erde verspricht uns der Titel und mit dem kleinen Reginchen, dessen Jugendgeschichte uns hier erzählt wird, erleben wir das Wunder ersten Welterlebens in der Abgeschlossenheit eines Schaffhauser Grenzdörfchens zur letzten Weltkriegszeit: „Alles, was schön war, war auch farbig, und alles Farbige war wiederum schön. Das war die erste, sichere Erkenntnis des Lebens.“ Doch bald beginnt sich der blaue Himmel zu überziehen und die grüne Erde verwandelt sich zur harten Scholle der Wirklichkeit. Menschen treten in das Kinderleben, einfach und doch meisterhaft gezeichnet, Krankheit, Krieg und Tod mischen ihr fahles Grau in die bunte Farbenpracht. Langsam kämpft sich die Wirklichkeit gegen das farbig junge Fabulierwesen durch und wir verlassen das frühreife Reginchen in jenem Davos, das schon so manchen allzu fein Besaiteten die innere Kraft und Muße zur Gestaltung verlieh. Dort oben wölbt der blaue Himmel sich wieder und die Erde deckt reiner Schnee.

Man kann nicht sagen, warum ein Werk echte Dichtung ist und ein anderes nicht. Man kann es höchstens beschreiben, aber auch dies reicht nicht an das Mysterium wahrer Kunst heran. Man muß es einfach spüren, sich unmittelbar angesprochen fühlen von jenem Geiste, der es einigen Begnadeten eingab, die Welt aus ihrer eigenen Brust noch einmal zu schöpfen.

Wer so einen Waggerl liebt und einen Wiechert, der findet in Ruth Blum einen neuen Lebensfreund. Denn — wie jene beiden — sie dichtet nicht nur, sondern sie hebt als erlebender, sehender und sinnender Mensch mit dem zarten Feingefühl ihrer Fraulichkeit unser aller kleine und große Nöte aus dem grauen Alltag heraus, um sie — dabei den Boden der Wirklichkeit nie verlassend — zwischen den blauen Himmel und die grüne Erde zu stellen.

Dr. B. Fenigstein: Französische Sprachlehre für Ärzte, Zahnärzte und ärztliches Personal. Erschienen im Albisverlag AG., Zürich. In Leinen gebunden Fr. 3.—.

Seit einiger Zeit liegt dieses kleine Büchlein schon in der Zentralstelle auf. Es ist klein von Format und kann sich neben den mächtigen Büchern der verschiedenen Wissenschaften schwer zur Geltung bringen, so daß es leicht übersehen wird. — Es ist ein kleines Bändchen, das wenig Ansprüche erhebt, aber doch sicher seine Aufgabe hat und dem Arzt wie der Krankenschwester nützen kann. Die meisten, für die diese Sprachlehre in Betracht kommt, haben gewisse Kenntnisse der französischen Sprache; doch was man in der Schule gelernt hat, bezieht sich auf alltägliche Dinge. Das Buch Dr. Fenigsteins will nun in die „Berufssprache“ des Arztes einführen. Es lehrt Konversation zwischen Arzt und Kranken, Arzt und Schwester usw. Diese kleine Sprachlehre ist klar geschrieben und eingeteilt, so daß jeder ohne große Mühe sich in einer freien Stunde mit dem Werklein befassen kann. Ich sagte schon, daß es ein kleines Büchlein ist, doch wird es gerade wegen seiner Einfachheit seinen Weg machen können.

H. K. v. R.

AKADEMISCHER SPORTVERBAND ZÜRICH

I. Quartal Wintersemester 1941/42.

In den 7 Wochen des letzten Quartals haben sich 3087 Teilnehmer in die Präsenzlisten eingetragen; das ergibt einen Wochendurchschnitt von 441 Studierenden oder pro Stunde 20. Die Arbeit, die geleistet wurde, war durchwegs erfreulich, so daß man heute mit Recht sagen kann, daß diejenigen Studierenden, die die Trainingsstunden besuchen, körperlich gut trainiert sind. So ist es auch möglich, für das neue Quartal weitere Ziele zu setzen, z. B. vom Crawlkurs zum Leistungsschwimmen überzugehen, oder im Konditionstraining verschiedene Formen des Saltos zu erlernen usw. Diese guten Leistungen haben sich auch in den Veranstaltungen des ASVZ gezeigt. Die 35 Teilnehmer, die beide Waldlaufprüfungen mitgemacht haben, waren den Anforderungen gewachsen, die Korbballspieler zeigten schöne und faire Spiele, während die Schwimmer auf dem besten Wege sind, Crawl als Schwimmart zu beherrschen.

Was noch nicht befriedigen kann, ist der Trainingsbesuch. Wohl haben noch nie so viel Kommilitonen die Turnhallen besucht, aber verglichen mit der Zahl der Studierenden beider Hochschulen erscheinen immer noch viel zu wenig Studenten. Heute, wo der Staat vom Soldaten Turnen und Sport fordert, um jederzeit eine schlagkräftige Armee zu besitzen, muß auch der Akademiker Turnen und Sport als Pflicht auffassen und diese Pflicht mit Freude erfüllen.

II. Quartal Wintersemester 1941/42.

Wiederum hat der ASVZ gegen Ende des Semesters ein reichhaltiges Programm zusammengestellt. Es soll den Studierenden Gelegenheit geben, das erworbene Können zur Geltung zu bringen. Neben der Korbballmeister-

schaft, die noch durch das ganze Quartal ausgetragen wird, sind folgende Veranstaltungen vorgesehen:

1. Skitouren über Wochenende (gemäß jeweiligen Anschlägen).
 2. Zürcher Hochschulwaldlauf 3. Februar 1942.
 3. Zürcher Skihochschulmeisterschaften 7./8. evtl. 14./15. Februar in Engelberg.
 4. Schweizer akademischer Waldlauf, 21. Februar, in St. Gallen.
 5. Finalsplele der Korbballmeisterschaft, 27. Februar 1942.
 6. Schweizer Skihochschulmeisterschaft 13.—15. März 1942 in Zermatt.
 7. Schweizer akademische Skitourenwoche 16.—22. März 1942 in Zermatt.
- Auskünfte werden täglich in den Sprechstunden des ASVZ von 11—12 Uhr im Zimmer 47a des Hauptgebäudes der ETH erteilt.

REDAKTIONELLES.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, teilen wir mit, daß wir mmer bereit sind, kurze Erinnerungen an verstorbene Kommilitonen aufzunehmen, falls uns solche zugesandt werden. Wenn wir nur selten eines verstorbenen Kommilitonen gedenken, so ist der Grund darin zu suchen, daß wir keine persönlichen Nekrologe zugesandt erhalten.

*

Auf unsere Bitte an die Herren Dozenten der Universität Zürich um eine finanzielle Unterstützung des „Zürcher Student“ sind so viele Beiträge eingegangen, daß sich die gespendete Summe auf über Fr. 400.— beläuft. Wir danken unserer Dozentenschaft herzlich für ihr großes Verständnis und Entgegenkommen und werden dieses zu rechtfertigen suchen.

*

Das Zitat auf dem Titelblatt stammt aus der von Mitgliedern des Schweizer Idiotikons herausgegebenen Handschrift „Altschweizerische Sprüche und Schwänke“ (Verlag Huber & Co., Frauenfeld), welche wir zu heiterer Besinnung aufs beste empfehlen.

Motto — Uniball.

Die Kommission konnte leider keine Prämiierungen vornehmen, da die eingegangenen Arbeiten den Anforderungen nicht entsprachen.

Die Uniball-Kommission.

Redaktionsschluß: 26. Januar 1942. Zusendungen ohne Rückporto werden nicht beantwortet.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student“: Arnold Künzli, stud. phil., Waffenplatzstraße 48, Zürich 2, Tel. 5 73 72, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Für den Inseratenteil verantwortlich:
Max Gloor, Künstlergasse 15, Zürich 1.

Gediegene



der Studierende beim Verlag des „Zürcher Student“

Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG.

Zürich 7 Wolfbachstr. 19 Telefon 2.35.27

Tanne

Tannenstraße 15
neben dem Poly

Treffpunkt der Studenten im neu-
renovierten, heimeligen, alkohol-
freien Restaurant.

Stauffacherstr. 27

Albatros
MIET-RADIO

Telefon 3.32.65



Tisch-Tennis

Studierende
20% Ermäßigung

Billards, Fußball, Schießstand etc.

Spiel-Salon

RUDENPLATZ 4
(Limmatquai 42)

Durchgehend geöffnet

Eintritt frei

**Photo-
Peyer**

Beste
Bild- und
Pass-
photos

ZÜRICH, Bahnhofstr. 106

Damen- und
Herren-Coiffeur

G. Reinhard

Universitätsstraße 21 - Telephon 8 43 66

Parfümerien
Dauerwellen 3 Systeme
(Normale Preise)

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Major R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

COIFFEUR GUT

Fachgeschäft für feinen Service

HERREN Salon DAMEN

6 Plätze

3 Kabinen

Niederdorfstr. **74** (Nähe Central)

Studierende 20% Rabatt auf
Servicepreise

Manz & Co., Zähringerstr. 24, Zürich 1
Spezial-Haus für Confitüren 26 Sorten



Schweizerischer
BANKVEREIN
Zürich — Paradeplatz

Aktienkapital und Reserven Fr. 194,000,000.—

Eröffnung von Akkreditiven

Kreditbriefe — Reisechecks — Fremde Noten

Beschaffung von freien und Sperrdevisen

Einlage- und Depositenhefte

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

- | | |
|--|---|
| 1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7,
Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof. | 10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1. |
| 2. Karl der Große, Kirchgasse 14,
beim Grossmünster, Zürich 1. | 11. Zur Limmat, Limmatquai 92,
Zürich 1. |
| 3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10,
b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1. | 12. Frohsinn, Gemeindestraße 48,
Zürich 7. |
| 4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4. | 13. Lindenbaum, Seefeldstraße 113,
Zürich 8. |
| 5. Freya, Freyastraße 20, Zürich 4. | 14. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7,
Pensionspreis, Zimmer inbegrif-
fen, Fr. 7.— bis 8.— (Zimmer mit
fließendem Wasser 9.—) täglich. |
| 6. Sonnenblick, Langstraße 85,
Zürich 4. | 15. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6,
Pensionspreis wie Kurhaus
Zürichberg. |
| 7. Wasserrad, Josefstraße 102,
Zürich 5. | 16. Baumacker, Zürich-Örlikon. |
| 8. Kirchengemeindehaus Wipkingen,
Zürich 10. | |
| 9. Platzpromenade, Museumstr. 10,
Zürich 1. | |

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.